

stehen, warum Litten nicht sofort nach dem 30. Januar 1933, spätestens nach dem Reichstagsbrand am 27. Februar 1933 flüchtete. War es der Glaube an einen schnellen Verschleiß der Nazis? War es ein Rest des Vertrauens in so etwas wie Rechtsstaatlichkeit? Oder war es ein sein Schicksal antizipierender Hang zum Märtyrerhaften oder die Solidarität mit den Proletariern, die auch nicht ins Exil gehen konnten? Man weiß es nicht.

Was man schon zu wissen glaubte: Die Hinweise auf die Brutalität und die Exzesse der Gewalt der SA und SS zu Beginn der nationalsozialistischen Diktatur dokumentieren, dass die Vorstellbarkeit des Geschehenen keine Grenzen kennen kann. Man erfährt viel über die soziale und subkulturelle Struktur der KZs, in denen Litten eingesperrt war (Sonnenburg, Brandenburg, Esterwegen, Lichtenburg, Buchenwald, Dachau).

Eindrucksvoll sind die unablässigen Bemühungen von Littens Mutter Irmgard, von vielen tapferen Helfern begleitet, um Entlassung oder doch Hafterleichterung ihres gesundheitlich schwer belasteten Sohnes. Man kannte vieles aus ihrem Buch „Eine Mutter kämpft gegen Hitler“. Aber nun wird klarer, dass das, was vielen anderen nicht gelang, auch ihr nicht gelingen konnte – trotz ‚glänzender‘ Verbindungen zu altpreußischen Militärs, Himmler, Freisler u. a. Die NS-Diktatur war eben ein technisch-organisatorisch pseudorationales und deshalb skrupellos funktionierendes System des Mordes an (einzelnen) Menschen und (ganzen) Völkern. In dieser verheerenden Mischung aus technizistisch unterlegter Modernität und primitiv-archaischer Gewalt besteht seine Singularität. Auch dies lehrt der Einzelfall Hans Litten.

Viele Spuren von ähnlichen Schicksalen oder auch ganz anderen Lebensverläufen werden in dem Buch quasi als Nebenprodukte offen gelegt, wie überhaupt die Fülle der präzisen Recherchen beeindruckt. So gelingt den Autoren die „Biographische Annäherung an Hans Litten“ in überzeugender Weise. Es zeigt die Seriosität ihres Vorgehens, dass zwar viele Fragen beantwortet und Mystifikationen aufgelöst werden, zugleich aber sich neue Fragen ergeben: Es ist dies der Ausdruck der Unauflösbarkeit einer so komplexen Persönlichkeit wie der Hans Littens.

Schließlich ist noch anzumerken, dass es sich bei diesem Buch um den gelungenen Versuch handelt, wirklich zu Dritt *ein* Buch zu schreiben, und nicht nur wie meist jeder einzelne ein Teilstück.

Helga Grebing

Beobachtungen eines „neutralen“ Deutschen zur Phase zwischen Diktatur zur Demokratie

Willy Brandt: Verbrecher und andere Deutsche. Ein Bericht aus Deutschland 1946. Bearbeitet von Einhart Lorenz. Willy-Brandt-Dokumente Bd. 1, Bonn (Dietz Verlag) 2007, 399 S., broschuriert 26,00 €.

Am 8. November 1945 reist der Deutsch-Norweger Willy Brandt nach 12 Jahren und acht Monaten Exil nach Deutschland. Über Bremen und Lübeck, wo er seine Mutter wieder sieht, gelangt er nach Nürnberg, wo am 20. November der Kriegsverbrecher-Prozess beginnt.

Als offizieller Berichterstatter für das Osloer sozialdemokratische „Arbeiderbladet“ hat er wie alle Journalisten nur eine beschränkte Bewegungsfreiheit; er ist im Schloss des Bleistiftfabrikanten Faber-Castell untergebracht, acht Mann in einem Saal; das Ganze gleicht einem Zwischending zwischen Kaserne und Internat. Das Essen ist leidlich; die hygienischen Verhältnisse schlecht, und prompt erwischt Willy Brandt die Krätze. Immerhin kann er seinen 32. Geburtstag und Weihnachten in Lübeck feiern. Er nutzt jede Gelegenheit, andere Orte in Deutschland zu besuchen, und am 26. Februar 1946 trifft er in Offenbach auf der Funktionärskonferenz der Westzonen-SPD seinen Genossen Kurt Schumacher – Brandt ist ja seit Oktober 1944 auch wieder einer. In Nürnberg bleibt er bis März 1946 und kehrt nach Oslo zurück. Aber im Mai ist er bereits wieder in Deutschland, nämlich als Vertreter der skandinavischen Exil-Sozialdemokraten auf dem SPD-Parteitag in Hannover.

Wie alles damals waren auch die Möglichkeiten für eine tägliche, zumindest regelmäßige Berichterstattung nach Oslo beschränkt, und Brandt begann, wie so oft in seinem Leben, ein Buch zu schreiben, eben „Verbrecher und andere Deutsche“. Es wird ein Buch, in dem er seine bereits vor dem Zusammenbruch der NS-Diktatur vertretenen Auffassungen über die Ablehnung der Kollektivschuld des deutschen Volkes mit seinen Eindrücken beim Kriegsverbrecherprozess und auf seinen Fahrten durch Deutschland zusammenfasst. In fünf Monaten ist das Produkt fertig für den Druck. Die Darstellung beruhte, so Brandt selber, auf Dingen, „die ich selbst gesehen habe, und auf Berichten, von denen ich annehmen kann, dass sie korrekt sind“. Eine einzigartige Fundgrube stand ihm zur Verfügung: Journalisten erhielten in Nürnberg bis zu 500 Seiten täglich Informationen. Hier und da baute er Gesprächsaufzeichnungen ein, z. B. mit Arno Behrisch, einem jetzt in Hof/Bayern lebenden Exilgenossen aus Schweden, oder Wilhelm Hoegner, der aus dem Schweizer Exil zurückgekehrt war und nun als sozialdemokratischer bayerischer Ministerpräsident amtierte.

Brandts Ziel war es, die norwegische Bevölkerung darüber zu informieren, dass die Deutschen nicht nur Verbrecher waren wie die in Nürnberg Angeklagten; es hatte auch ein „anderes Deutschland“ gegeben; und dieses andere Deutschland war der Garant für den Aufbau eines neuen, friedlichen, demokratischen Deutschland in Europa. Für diese Botschaft benutzte Brandt einen soliden faktenreichen Berichtstil, der Belehrungen vermied, überflüssiges Pathos wegließ; er wollte durch die normative Kraft des Faktischen wirken. Er schrieb so, wie wir den Journalismus in der Tradition der großen demokratischen Blätter des 20. Jahrhunderts kennen und schätzen; die ermüdenden Geschichtenerzählungen der Heutigen waren ihm fremd.

Brandt begann mit einem Paukenschlag, indem er die Frage stellte: „Herrenvolk oder Verbrecherbande?“ Seine Antworten lauteten: Die Deutschen sind ein in vieler Beziehung unreifes Volk. „Sie werden aber als SS-Männer nicht geboren“ (S. 38). „Nicht alle Deutschen gehören zu der Verbrecherbande. Der ‚Deutsche‘ als solcher ist kein Verbrecher.“ (S. 40) Das Ziel des Vansittartismus – Deutschland zu zerstückeln, in kleine Staaten aufzuteilen, es wirtschaftlich zu entwaffnen und es zwangsweise umzuschulen, hielt er deshalb für eine absurde Umkehrung der nazistischen Ideologie und zudem für ein „schlechtes Geschenk an die deutschen Nazigegner“. Er glaubte „– trotz allem, was geschehen ist – an die moralischen, aufbauenden Kräfte einer deutschen Minderheit, die allmählich eine stabile Mehrheit werden

und dem ganzen Gemeinwesen ihr Gepräge geben könnte“. Dieses „andere Deutschland“ werde auch die Verantwortung für das Geschehene übernehmen, so war er überzeugt – aber Verantwortung sei eben nicht dasselbe wie Schuld (S. 44, 55, 57). Brandt kämpfte um die Existenz und die Relevanz seines, des „anderen Deutschland“ – hier in diesem Buch eher zurückhaltend und vorsichtig überzeugend – es gibt andere Zusammenhänge, wo er es ver-bissen tat. Es war fast ein Trauma: er glaubte an das andere Deutschland – aber wie viel davon hatte es gegeben? Fast alles, was er sich von ihm erhofft hatte, war nicht geschehen. Er wusste, dass es selbst in der Arbeiterbewegung „eine Menge Überläufer“ gegeben hatte. Auch im Krieg unter der brutalen Knute der totalen Machtkonzentration des Nazismus waren es in der Arbeiterbewegung nur „wenige“, die nicht vergaßen, dass der Feind im eigenen Land stand, „aber es gab sie“ (S. 141, 143). Nun hatte das kleine „andere Deutschland“ erneut eine historische Chance bekommen – nun musste es gelingen. Und so dachte nicht nur er.

Nur das zweite Kapitel, d. h. die Seiten 59–24, ist dem Nürnberger Kriegsverbrecherprozess im engeren Sinne gewidmet; die Kapitel 4–7 dagegen der Situation in Deutschland. Deshalb habe ich es nicht verstanden, warum das Cover dieses Buches das allseits bekannte Foto der Verbrecherclique zeigt. Das verwirrt den potenziellen Leser. Brandt lässt keinen Zweifel an der Legitimität des Internationalen Militärtribunals aufkommen; er wünschte sich nur eine Beteiligung der deutschen anti-nazistischen Seite. Außerdem bemühte er sich um eine präzisere und gleichzeitig ausweitende Definition des Begriffs Kriegsverbrecher und nahm dabei schon die später notwendig werdende massive Kritik an der unzulänglichen Entnazifizierung vorweg. Interessant sind die Zahlen, die Brandt angibt, wer von der Bevölkerung im stimmberechtigten Alter zu den Betroffenen zu zählen sei: 10 bis 23 %, in Württemberg sogar 50 %, in Bayern noch darüber. Hier wie an vielen anderen Stellen liefert Brandt dem Zeithistoriker Material und Hinweise, seine eigenen Erkenntnisse zu überprüfen.

Das gilt auch für seinen Versuch, den Nationalsozialismus zu erklären, wofür Brandt die seinerzeit in der Arbeiterbewegung gängige Definition nicht ausreicht: Der Nationalsozialismus war nicht nur das „Werkzeug des Finanzkapitals“. Brandt unterscheidet, auch hier spätere definitorische Anstrengungen der Wissenschaft vorwegnehmend, mehrere Phasen: Am Anfang stand die extrem nationalistische, von entwurzelt und herunter gekommenen Elementen geschaffene Bewegung; sie erhielt Massencharakter durch den städtischen Mittelstand und die bäuerliche Bevölkerung; die deutsche Reaktion – Teile des Großkapitals und die Junker – entschloss sich, den Nationalsozialismus gegen die Arbeiterbewegung einzusetzen; schließlich gesellten sich hinzu die aggressivsten der deutschen Militaristen.

Das vierte Kapitel überschreibt Brandt: „Die politische Entlassung“ – ein Begriff, der wohl dem Kriegsgefangenen- und Flüchtlingsjargon entnommen ist. Hier besticht wiederum der Durchblick des Autors: Für entschieden hält er nach Beschlüssen der Potsdamer Konferenz der Kriegsaliierten im Juli 1945 die Grenzfragen und die Zwangsumsiedlung der deutschen Bevölkerung jenseits der Oder-Neiße-Linie und aus dem Sudetenland, die er fast einfühlsam „ein trauriges Schicksal“ nennt. Nicht allzu breit, aber in dem wenigen gut informiert, geht er auf die Vernichtung der europäischen Juden ein. Er weiß schon, was die Deutschen bis zum heutigen Tag noch nicht so gesichert gelernt haben: es war „der große

mechanistisch-technische Massenmord des 20. Jahrhunderts“, und in dieser Form – kann man hinzusetzen – behält der Holocaust seine Singularität.

Einen großen Raum im „Entlausungskapitel“ nimmt die deutsche Jugend ein. Da unterscheidet er zwischen den Schulkindern, die nun 10 bis 18 Jahre alt sind und nichts anderes kannten als den Nazismus; den Jugendlichen zwischen 18 und 30 bis 35 Jährigen, die in den Nazismus hineinwuchsen, die Brandt aber nicht zu den schlimmsten Nazis zählen will. Dies sind für ihn diejenigen, die bereits 1933 Nazis waren, also die nunmehr 35 bis 45 Jährigen. Sein Fazit fällt düster aus: „Viele der Jungen sind endgültig stumm. Viele der anderen sind wortkarg geworden.“ Alle kennzeichnet „die große Leere“. „Diese Jugend hat nicht mehr viel Illusionen. Sie glaubt nicht mehr an irgendetwas.“ (S. 194, 195, 196)

In dem Kapitel über die neuen Parteien fragt Brandt, warum denn die Sozialdemokraten einen so großen Zulauf sowohl im Osten wie im Westen hatten; auch hier fällt seine Antwort mehr-dimensional aus: Er verweist auf die Macht der Tradition, auf die breite Schicht von Arbeiterfunktionären, die die Nazis abgelehnt hatten, also der Bewegung „passiv treu“ geblieben waren und nun zur Verfügung standen, und schließlich seien die Sozialdemokraten seit 70 Jahren die „Sprecher der Demokratie“ in Deutschland gewesen. Wie in anderen Dokumenten aus dieser Zeit hofft Brandt auf die Verwirklichung einer breiten demokratisch-sozialistischen Arbeiterbewegung, ist sich aber – März 1946 – bereits sicher, dass daraus aus den inzwischen umfänglich bekannten Gründen nichts werden konnte, zumal auch – und dies betont Brandt mehr, als es bis heute üblicherweise geschieht – nicht nur die Westmächte sie nicht wollten, sondern auch nicht die europäischen sozialistischen Bruderparteien der SPD. Das Ergebnis kennt Willy Brandt genau: Die Aufrechterhaltung der Spaltung der deutschen Arbeiterbewegung vertiefte die sich abzeichnende Spaltung Deutschlands.

Im Schlusskapitel „Einer besseren Zukunft entgegen“ stellt sich Brandt der provokanten Frage, ob denn Deutschland sozialistisch werden würde. Er sieht die Fehlentwicklungen im Osten und die enormen Hindernisse im Westen, wo ihm aber als neuer, den Sozialismus bewegender Faktor der große Einfluss der Betriebsräte auffällt. Ohnehin davon überzeugt, dass eine moderne Planwirtschaft „keine völlige Sozialisierung verlangt“, vermag er doch die Perspektive auszusprechen, Deutschland „wird jedenfalls nicht privatkapitalistisch“.

Zur besseren Zukunft gehörte nach Brandt die Erhaltung bzw. die Wiederherstellung der nationalen Einheit. Seine Grundpositionen waren klar und unmissverständlich (und er hat sie zeitgleich vor und nach dem Buch in ähnlicher Weise wiederholt): Einvernehmlich und in Zusammenarbeit mit dem Osten wie dem Westen hatte der Neuaufbau Deutschlands zu erfolgen, Deutschland musste in einem größeren europäischen und internationalen Zusammenhang eingeordnet werden, jedes auch nur ansatzweise nationalistische Gebaren sollte verpönt sein, und dann war da noch die Hoffnung, dass die Träger dieses Vereinigungsprozesses imstande sein würden, „Freiheit und Sozialismus“ zu verknüpfen.

Hätte man doch dieses Buch vor 60 Jahren lesen können, was wäre Willy Brandt an Unterstellungen, Verleumdungen, Verdrehungen erspart geblieben – vielleicht, vielleicht auch nicht, gemessen an der auch heute noch beunruhigenden Unfähigkeit vieler Deutscher, die ungeheure Unmenschlichkeit der Nazi-Diktatur als zur deutschen Geschichte gehörend zu begreifen. Jetzt kann jeder Deutsche lesen, dass Willy Brandt ein ganz anderer Deutscher

gewesen ist, als er bisher vermutet haben mag. Das wäre das eine, das andere: Er kann dazu noch ein Lesebuch der deutschen Zeitgeschichte von 1933 bis 1946 erwerben, das ihm viele Déjà-vu-Erlebnisse vermitteln wird.

Helga Grebing

Die DDR als Endpunkt der Arbeiterbewegung?

Christoph Kleßmann: Arbeiter im „Arbeiterstaat“ DDR. Deutsche Traditionen, sowjetisches Modell, westdeutsches Magnetfeld (1945 bis 1971.) (= Geschichte der Arbeiter und der Arbeiterbewegung in Deutschland seit dem Ende des 18. Jahrhunderts, Bd. 14), Bonn Dietz-Verlag 2007, 892 S., 68,00 €.

Normalerweise ist eine Rezension die Sache eines ausgewiesenen Experten. Dennoch kann es manchmal – für den Rezensenten, für die Zeitschrift, die die Buchbesprechung publiziert, und vielleicht auch für den Autor des besprochenen Werks – von Nutzen sein, dass sich der Rezensent mit dem ‚fremden Blick‘ von einem benachbarten oder genauer: einem chronologisch vorgelagerten Gebiet aus einem Themenfeld bzw. einem Buch nähert.

Ich kann nicht beanspruchen, ein intimer Kenner der DDR-Geschichte oder gar der Geschichte der Arbeiterschaft in der DDR zu sein. Aber nach langjähriger Beschäftigung mit der KPD in der Weimarer Republik und dem Widerstand der Arbeiterbewegung gegen den Nationalsozialismus verfüge ich doch über sehr gründliche Kenntnisse der beiden historischen Epochen, in denen die Machthaber der DDR ihre politische Sozialisation erfahren haben, und damit der unmittelbaren Vorgeschichte der DDR, der Arbeiterbewegung und der Arbeiterschaft des anderen deutschen Staates.

Aus dieser ‚fremden‘ Perspektive kommt einem – das gilt insbesondere für die ersten, entscheidenden, weil prägenden Jahre der SBZ/DDR – vieles vertraut vor. Die umfassende Betriebsbezogenheit etwa der Kulturarbeit in der DDR erscheint wie ein fernes Echo der gescheiterten Umorganisation der Weimarer KPD auf Betriebszellen bzw. des kommunistischen Widerstands auf Betriebsgruppen. Oder die groteske Überpolitisierung des Alltagslebens, die schon bei vielen einfachen KPD-Mitgliedern in den 1920er Jahren an ihre Grenzen gestoßen war, wenn die etwa im Sportverein nur unpolitisch Sport treiben wollten. Sie wurde nun einer ungleich größeren Zahl an Menschen auferlegt, die sich auf Grund historischen Zufalls 1945 plötzlich im Herrschaftsgebiet der „Diktatur des Proletariats“ befanden, und die nicht im Entferntesten die Grundmotivation der alten KPD-Genossen teilten, sondern in der Mehrzahl von Politik am liebsten gar nicht behelligt werden wollten. Oder die (einmal mehr) endgültige Ausrottung des „Sozialdemokratismus“ in der deutschen Arbeiterbewegung, auf die schon während der Weimarer Republik zig Druckseiten KPD-Statuten sowie unzählige tausend Mannstunden Parteiarbeit verwandt worden waren.

Mit diesen und andere ‚Geburtsmalen‘ des deutschen Realsozialismus befasst sich der Autor in den Grundlagenabschnitten 1.1 bis 1.4. Er zeichnet ein sehr souveränes Bild der Lage der Arbeiter in der SBZ, der Strukturprobleme, der ökonomischen und sozialen